



Hauptausgabe

Berner Zeitung  
3001 Bern  
031/ 330 33 33  
<https://www.bernerzeitung.ch/>

Medienart: Print  
Medientyp: Tages- und Wochenpresse  
Auflage: 31'743  
Erscheinungsweise: 6x wöchentlich

Seite: 2  
Fläche: 122'007 mm<sup>2</sup>

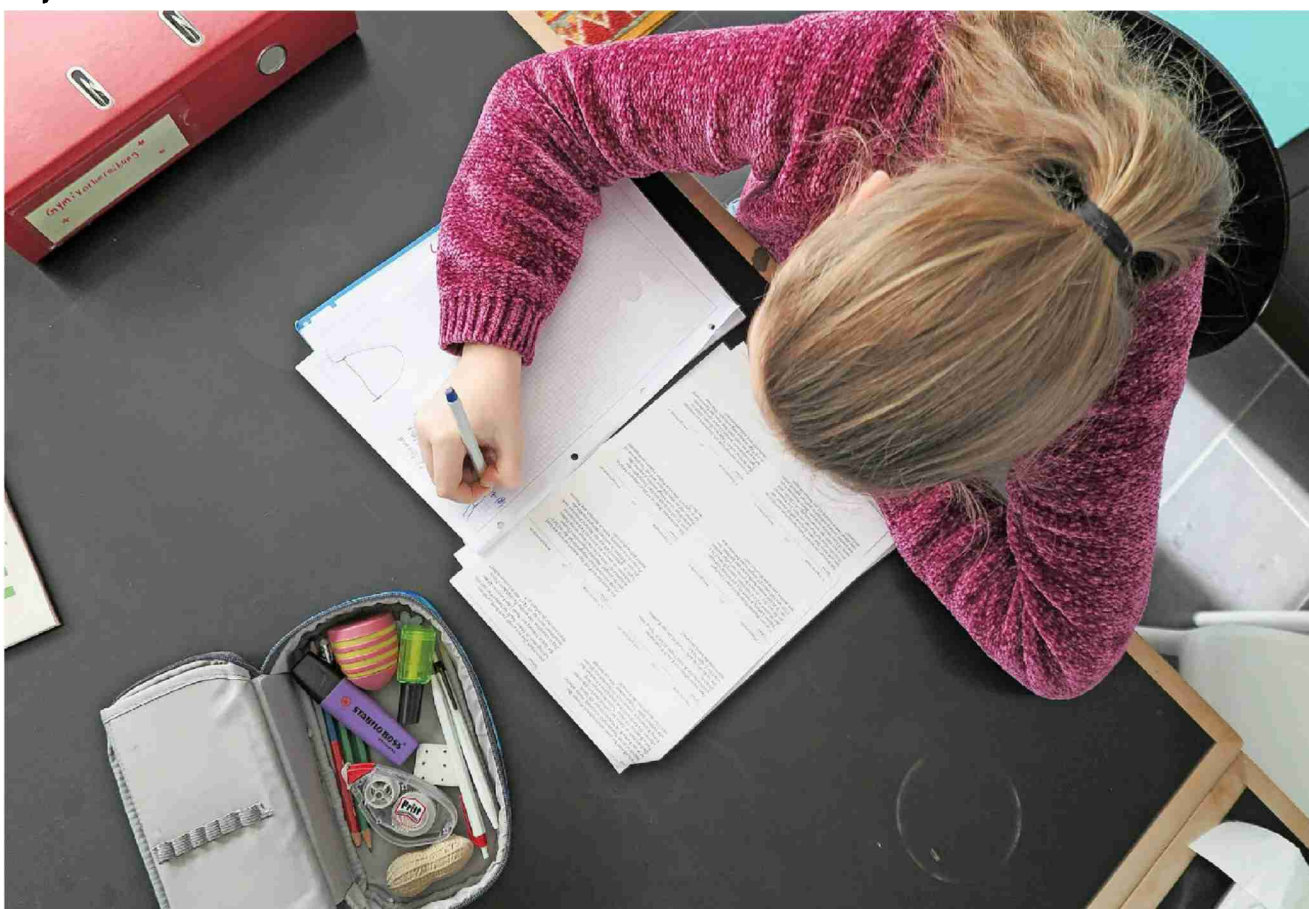
Auftrag: 1077523  
Themen-Nr.: 999.084

Referenz: 87361051  
Ausschnitt Seite: 1/4

# Die Ungerechtigkeit ist in Bern eher grösser als in Zürich

**Übertritt ans Gymnasium** Während in Zürich alle einen Test fürs Gymnasium machen müssen, setzt Bern auf Empfehlungen. Das bevorteilt Akademikerkinder tendenziell noch stärker.

**Mirjam Comtesse**



Ein Mädchen lernt für die Übertrittsprüfung ans Gymnasium. Foto: Sabina Bobst

Am 6. März schwitzen in den Kantonen Bern und Zürich tausende Jugendliche über Prüfungen. In Bern haben sich 814 für die Übertrittstests ans Gymnasium angemeldet, in Zürich sind es um die 8500. Das gleiche Datum ist so ziemlich die einzige Gemeinsamkeit bei den Verfah-

ren: In Zürich müssen alle zur Prüfung antreten, in Bern nur jene, die keine Empfehlung von ihrer Lehrperson erhalten haben. Was ist fairer?

Oliver Rüesch empfängt im Oberstufenzentrum Worbboden in Worb. Der langjährige Schulleiter kennt die Diskussionen um

Chancengerechtigkeit bestens. Er sagt: «In Bern haben wir ein gutes System.» Mit ihrer Empfehlung würden die Lehrerinnen und Lehrer das Potenzial eines Kindes erfassen. Das Resultat eines Tests dagegen hänge zu stark von der Tagesform ab. Ausserdem sei es nicht sinnvoll, wenn



der Unterricht während Monaten vor allem aus Prüfungs vorbereitungen bestehe.

Ebenfalls begrüssenswert am Berner System findet Rüesch, dass es ein mögliches Korrektiv gibt. Wer mit seiner Lehrperson nicht einverstanden ist, kann sich zur Aufnahmeprüfung anmelden. Die Durchfallquote ist allerdings hoch. Vergangenes Jahr betrug sie laut der Berner Bildungsdirektion 73 Prozent.

Die grosse Mehrheit im deutschsprachigen Kantonsteil – 63 Prozent – kommt über eine Empfehlung ans Gymnasium. Das heisst aber gleichzeitig, dass 37 Prozent es im Nachhinein doch noch schaffen – auch ohne Segen ihrer Lehrpersonen. Das klingt, als würden manche Schülerinnen und Schüler falsch eingeschätzt.

### Akademikerkinder haben es einfacher

Diesen Verdacht bestätigt der Bildungsökonom Stefan Wolter, Professor an der Uni Bern: «Die soziale Ungerechtigkeit scheint in Systemen ohne Prüfung eher grösser als kleiner zu sein.» Er verweist auf den Bildungsbericht 2018, der nächstens durch den Bildungsbericht 2023 abgelöst werden wird.

Demnach wechseln in Kantonen mit einem Empfehlungssystem, wie es Bern kennt, mehr Schülerinnen und Schüler ans Gymnasium, die das Niveau in Sprache und Mathematik eigentlich gar nicht erfüllen. Sie machen in diesen Kantonen 25 Prozent aller Gymnasiastinnen und Gymnasiasten aus. Wo es eine Übertrittsprüfung gibt, gehören nur 5 Prozent zu dieser Gruppe. Damit hat Zürich in diesem Punkt die Nase vorn.

Gross ist das Potenzial für

Fehlbeurteilungen vor allem bei privilegierten Kindern. «Die schulisch nicht genügenden Jugendlichen stammen grossmehreheitlich aus Akademikerfamilien», sagt Stefan Wolter. Der Bildungsökonom liefert gleich noch ein Indiz dafür, dass sozial besser Gestellte von prüfungsfreien Übertritten profitieren: «Unsere repräsentativen Befragungen zeigen, dass eine grosse Mehrheit der Bevölkerung Prüfungen als Zutrittskriterium zum Gymnasium wünscht – mit Ausnahme von Akademikerinnen und Akademikern.»

### Auch Noten sind nicht objektiv

Chancengerechtigkeit gilt allerorten als grosses politisches Ziel. Warum ist sie so schwer umsetzbar, obwohl sich die Kantone um differenzierte Übertrittsverfahren bemühen?

Andrea Lanfranchi, emeritierter Professor an der Interkantonalen Hochschule für Heilpädagogik in Zürich, erklärt: «Wenn sich die Lehrperson bei der Beurteilung vor allem auf die Schulnoten stützt, dann sind Kinder aus sozial schwachen Familien klar im Nachteil.» Denn Noten seien subjektiv gefärbt und könnten sich stark von den realen Leistungen unterscheiden.

So belegen mehrere Studien, dass die Erwartungen von Lehrpersonen an Kinder mit Migrationshintergrund tiefer sind. Das kann wie eine sich selbst erfüllende Prophezeiung wirken und prägt auch die Beurteilung negativ. Hinzu kommt, dass argumentativ starke Eltern eine Lehrperson beeinflussen können beim Übertrittsentscheid. Je nachdem üben sie auch mehr oder weniger deutlichen Druck

aus, indem sie zum Beispiel mit einem Anwalt drohen.

### Wer Nachhilfe zahlen kann, ist im Vorteil

Andrea Lanfranchi sieht aber nicht nur in der Berner, sondern auch in der Zürcher Herangehensweise Nachteile: «An der obligatorischen Prüfung fürs Langzeitgymnasium ab der siebten Klasse kommen Inhalte, die in der sechsten Klasse im März noch gar nicht durchgenommen wurden.» Das heisst, fast alle Kinder müssen sich intensiv vorbereiten. Wenn wohlhabende Eltern dann Tausende von Franken für ein Lernstudio ausgeben, können sie ihrem Nachwuchs den Übertritt eher ermöglichen.

Allerdings müssen die Jugendlichen am Prüfungstag die Leistung aus eigener Kraft erbringen. Zudem zählt in Zürich auch die Vornote aus dem aktuellen Schuljahr beim Übertrittsentscheid. Und wer tatsächlich nicht geeignet ist für das Gymnasium, wird mit grosser Wahrscheinlichkeit die Probezeit nicht bestehen. Die Quote von gymnasialen Maturitätsabschlüssen ist in Zürich (21 Prozent gemäss Bundesamt für Statistik) jedenfalls ähnlich wie in Bern (18,4 Prozent).

### Auswertung zeigt, ob Einschätzung stimmte

Schulleiter Oliver Rüesch in Worb legt eine Auswertung auf den Tisch, die er jedes Jahr von den Gymnasien erhält. Bei jedem Jugendlichen steht, welche Note er in den Fächern Deutsch, Französisch, Mathematik, Natur und Technik sowie Englisch in der Sekundarschule erhielt und welche er nach dem ersten halben Jahr im Gymnasium hat.

Die meisten Felder sind hell- oder sogar dunkelgrün hinter-



legt. Das heisst, die Schülerinnen und Schüler haben gleich gute oder sogar bessere Noten. Nur wenige dunkelrote Flecken sind zu entdecken. Bei diesen Jugendlichen sind die Noten gesunken. Anhand der Farben können die Lehrerinnen und Lehrer im Nachhinein erkennen, ob sie mit ihren Empfehlungen mehrheitlich richtig lagen.

### «Die Frage ist natürlich, was man als richtig definiert»

Solche Feedbackmechanismen ändern allerdings nichts am grundsätzlichen Problem: Soziale Gerechtigkeit ist kaum zu erreichen. «De facto steht bis heute kein gerechtes Aufnahmeverfahren zur Verfügung, weder in Zürich noch in Bern, noch in anderen Kantonen», sagt Andrea Lanfranchi.

Er fordert ein radikales Umdenken: «Weil die Bildungschancen schon ab Geburt des Kindes ungleich verteilt sind, ist Frühförderung die einzig vielversprechende Massnahme, um soziale Herkunftseffekte längerfristig anzugehen.» Genau das macht man beim Projekt Zeppelein der Interkantonalen Hochschule für Heilpädagogik, an

dem auch Andrea Lanfranchi beteiligt ist.

Er spricht sich zudem für eine spätere Selektion aus – erst nach der 8. oder 9. Klasse. In Zürich können Kinder bereits nach der 6. Klasse ans Langzeitgymnasium wechseln. In Bern wurde das Progymnasium zwar an den staatlichen Schulen abgeschafft, aber jede Gemeinde kann entscheiden, ob sie Spez-Sek-Klassen anbieten will. Diese bereiten Schülerinnen und Schüler auf den Gymer vor.

Andrea Lanfranchi fände ein Übertrittsverfahren ideal, das sich auf eine Kombination stützt von Empfehlung durch die Lehrperson und Prüfung von Inhalten, die in der Regelschule bereits unterrichtet wurden. So könnten Kinder aus sozial schwachen Familien eher aufschliessen, sagt er.

Bleibt eine andere entscheidende Frage: Schaffen es die Richtigen ans Gymnasium? Das heisst, diejenigen, die später auch studieren? Sowohl bei der Bildungsdirektion des Kantons Bern als auch beim Mittelschul- und Berufsbildungsamt des Kantons Zürich verweist man auf die

hohen Abschlussquoten an den heimischen Hochschulen. Das belege, dass das Auswahlverfahren funktioniere.

«Die Frage ist natürlich, was man als richtig definiert», sagt Oliver Rüesch. Aus seiner Sicht sollten in der Schule die vier Ks gefördert werden: Kommunikation, Kollaboration, Kreativität und kritisches Denken. «Querdenker haben es auf jeden Fall schwer», sagt er. Das gilt nicht nur für die Volksschule, sondern auch für die Gymnasien.

### «De facto steht bis heute kein gerechtes Aufnahmeverfahren zur Verfügung.»

**Andrea Lanfranchi**  
emeritierter Professor an der Interkantonalen Hochschule für Heilpädagogik in Zürich



## Übertrittsquote je nach Region sehr unterschiedlich

Der Kanton Bern erfasst keine Übertrittsquoten aufgeschlüsselt nach Gemeinden. Bekannt sind nur die Übertrittsquoten der Verwaltungskreise. Dort zeigen sich eklatante Unterschiede: Während gemäss Bildungsstatistik 2022 in Bern-Mittelland 26 Prozent ans Gymnasium wechseln, sind es in Obersimmental-Saanen nur 10 Prozent.

Die grossen regionalen Unterschiede deuten darauf hin, dass die Leistung nicht das einzige entscheidende Kriterium ist. Auf dem Land dürfte unter anderem die Nähe zu den lokalen Lehrbetrieben eine Rolle spielen. Manche Eltern ziehen dort für ihr Kind eine Berufslehre einem weiten Schulweg ans nächste Gymnasium vor.

In einer Antwort auf eine Interpellation von Grossrat Samuel

Krähenbühl (SVP) hat sich der Berner Regierungsrat kürzlich zu den Übertrittsquoten in die Sekundarschule geäussert. Dort ist das Bild ähnlich: In der Stadt Bern schaffen es 66 Prozent, in Muri sogar 77 Prozent in die Sek. Absoluter Spitzenreiter ist Hilterfingen mit 83 Prozent. In vielen ländlichen Gemeinden sei die Anzahl der Schülerinnen und Schüler für eine aussagekräftige Zahl zu klein, schreibt die Regierung in ihrer Antwort.

Aber ein Blick auf Ostermundigen – 53 Prozent – belegt auch hier, dass verschiedenste Elemente den Bildungserfolg beeinflussen. «Die geografische Lage des Wohnortes sowie das wirtschaftliche und soziale Umfeld der Familien sind massgebliche Faktoren», schreibt der Regierungsrat. (mjc)